

Nr. 257. Bromberg, den 7. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

3. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Es ist doch zu herrlich, daß wir vergessen können, finde ich manchmal."

Sie stand auf, reckte die Arme und ging an das andere Fenster hinüber. Sie waren jetzt allein im Abteil. Sie sah hinaus in den Tannenwald, der grün und dicht bis an die Bahnlinie reichte. Und plötzlich fing sie an zu singen. Erst leise, dann selbstvergessen lauter und lauter.

Er lauschte eifrig.

„Sie haben ja eine wunderschöne Stimme", sagte er begeistert, als sie aufhörte.

Sie wandte sich zu ihm.

„Ja", sagte sie ruhig.

Er stockte, ganz baff. Dann lachte er.

„Sie sind zu komisch. Ja, sagen Sie, grad als wenn ich gesagt hätte: Sie haben was Schwarzes an der Nase, was Sie übrigens auch haben, — und dabei habe ich Ihnen das Schönste gesagt, was man einem Menschen überhaupt sagen kann."

„Singen Sie?" Petras Augen strahlten ihn an. „Weil Sie wissen, daß es das Beste auf der Welt ist, meine ich."

„Ja, ich singe auch; aber eigentlich spiele ich Geige."

„Ach, erzählen Sie", und Petra setzte sich zu ihm mit einem Gesicht, das gleichsam von innen heraus durchleuchtet war.

Und er erzählte von seinem Heim in Westland, wo die Musik das tägliche Brot war für ihn und Mutter und Vater. Von seiner Mutter, die eigentlich Sängerin werden sollte, aber es aufgab, weil sie seinen Vater heiraten wollte. Von seiner Reise mit den Eltern nach dem Auslande, wo er alle die großen Opern gehört hatte. Erzählte von allem. Summte die Melodien.

Auf einmal unterbrach er sich und sah sie an.

„Wissen Sie was? Sie hören mit den Augen."

„Das kommt wohl davon, weil ich Vater immer zugehört habe. Der ist so gelehrt, daß man Augen und Ohren offen halten muß, wenn man überhaupt was kapieren will. Erzählen Sie mehr."

Sie wußte gar nicht, daß sie ihre Hand auf seinen Arm legte. Sie sah nicht, daß er kein Auge von ihrem jungen, glühenden Gesichtchen verwandte. Sie sog seine Worte ein. Die Stationen flogen nur so vorüber.

Ein scharfes anhaltendes Pfeifen. Und nun tauchte die Hinterseite der häßlichen grauen Mietskasernen der Vorstadt zu beiden Seiten auf — dichter und dichter.

„Die Stadt", rief Petra erschrocken. Sie sprang auf die Bank und schmiß Tortenschachtel, Handkoffer und Hut auf ihren Reisegefährten hinab.

„Holt jemand von Ihren Angehörigen Sie ab, oder darf ich Ihnen mit dem Gepäck behilflich sein?" fragte er.

„Familie? Bewahre. Ich trete eine Stelle an — eine leichte und angenehme Stelle — bei zwei alten Leuten am Parkweg. Aber wenn Sie mir mit dem Gepäck helfen wollen, dann spar' ich das Geld für den Gepäckträger", sagte Petra vergnügt.

Er half ihr an die Droschke und blieb bei ihr stehen, während der Kutscher den großen Koffer holte.

„Könnten wir — hm — könnten wir nicht mal Musik zusammen hören?" fragte er ein bißchen verlegen.

„Furchtbar gern, warum denn nicht?" sagte Petra und gab ihm zum Abschied die Hand. Aber wie er da so stand und die kleine Person allein unter ihren Koffern sitzen sah, um zu ihrer leichten und angenehmen Stelle bei zwei alten Leuten zu fahren, da fühlte er sich mit einemmal als Mann und Beschützer. Denn er war jung und sein Herz hatte das erste Wort noch nicht gesprochen.

„Soll ich nicht lieber mitfahren und aufpassen, daß Sie gut ankommen?" fragte er.

Aber da lachte Petra, daß es schallte.

„Aufpassen? auf mich? Nee, hören Sie mal. Wenn ich nicht aufgepaßt hätte, auf mich selber und auf andere, dann säh es wohl übel aus im Pfarrhaus", sagte sie.

Und damit rollte sie davon.

Eine kleine braune Hand krabbelte hervor und winkte zurück. Der sah er noch nach, als sie schon ganz andere Beschäftigung gefunden hatte, nämlich auf dem Boden der Droschke an zwei Stiefeln die offenen Schuhbänder zuzuknoten.

Am Parkweg hielt der Wagen.

„Tragen Sie bitte den Koffer rein, ich halte derweil das Pferd", sagte Petra. „Ich gehe hier in Stellung, eine leichte und angenehme Stelle", teilte sie mit.

„I, der Gaul wird schon von alleine stehen, Fräuleinchen. Schön, also tragen wir'n Koffer rin."

Der Droschkenkutscher nahm den Koffer auf die Achsel und schob sich in die Haustür.

Als Petra klingelte, gab es einen dumpf surrenden Laut. Und gleich darauf kamen schwere, ungleichmäßige Schritte: lang — kurz.

„Sie sind wohl die Neie?" fragte Hovelsen durch den Spalt.

„Guten Tag. Ich bin Petra Felber", sagte Petra. „Da bitte, setzen Sie den Koffer da hin, in mein Zimmer rücke ich ihn mir selber. Ich dank auch schön für die Fahrt."

Der Droschkenkutscher sah aus, als ob er nicht recht wußte, was er mit der kleinen Hand anstellen sollte, die Petra ihm zum Abschied reichte, nachdem sie bezahlt hatte. Aber dann wischte er seine eigene am Hosenboden ab und schüttelte die kleine braune kräftig.

„Lassen Se sichs jut jehn, Fräuleinchen."

Und dann klappte die Entreetür mit einem Krach hinter Petra zu.

„Sind Sie die Dame vom Hause?" fragte Petra.

„Du meine Giete, nee, ich bin man bloß die Hovelsen", sagte sie. „Aber Sie sind doch nich etwa die Neie? Son Kind, nee so was!"

„Ich soll in Stellung hier. Sind Sie auch im Haus?" fragte Petra.

„Nee nee, du liebe Zeit, wie kann man so'n Wickelkind bloß in so 'ne Stellung schicken. Ich weiß nämlich, was das sagen will, Sie Kleene, ich habe ihr jehabt. Aber mich is die Lust vergangen. So was Griesgrämiges wie die zwei Ollen da drinne, das jibts ja janich. Nich auszuhalten is's. Die einz'je Freude hier im Haus is der Herr Kandidat. Der is hier nämlich wie Kind im Hause. Aber die Jnädje will ihn am liebsten unter die Glasglocke stellen."

„Pfff, an Griesgrämigkeit bin ich gewöhnt — von Maren her", sagte Petra und hängte ihren Mantel an den Haken.

Jetzt ging der Türspalt zum Zimmer auf.

„Wer spricht denn da, Hovelsen; ist die Neue da?" stach die Stimme der Gnädigen aus der Ritze hervor. „Schicken Sie sie sofort herein."

„Die Jnädje", sagte Hovelsen halblaut und schuffelte durch den Flur mit Petras Handgepäck.

Petra ging hinein.

Im Zimmer brannte volles Lampenlicht, und die grünen Gardinen waren zugezogen, trotzdem es draußen noch taghell war.

Petra blieb stehen und blinzelte mit den Augen gegen das Licht.

Mitten im Zimmer stand was Dünnes, Schwarzes und musterte sie durch eine Stangenlorgnette, und weiter hinten unter der grünen Leselampe sah sie undeutlich ein weißes Mannsgesicht.

„Guten Tag, ich bin Petra Felber", sagte Petra mit einem Zwischending von Knix und Jungensverbeugung zu jedem der beiden hin.

Das Schwarze neigte den Kopf und der Alte am Tisch klopfte mit dem Stock auf den Fußboden und sagte: „Kommen Sie mal her. Lassen Sie sich besehen."

Petra stellte sich vor ihn hin.

„Gesund und kräftig sehen Sie ja aus. Bißchen jung freilich. Na, hoffentlich werden Sie sich wohl bei uns fühlen", sagte der Amtmann und reichte ihr die Hand, aber er zog sie unwillkürlich zurück bei Petras kräftigem Druck.

„Ich fühle mich überall wohl", antwortete sie mit einem offenen Lachen. „Und stark bin ich auch. Vater kann ich heben. Also, wenn ich Sie tragen soll —"

Das weiße müde Gesicht hellte sich auf.

„Wenn auch nicht gerade das — so ist es doch sehr schön, daß Sie stark sind. Hovelsen ist ein Trampeltier und in bezug auf Kräfte eine Zimperpuppe. Es tut weh, wenn sie einen bloß anfaßt", sagte er.

„Ja, wenn es nur das wäre", seufzte die gnädige Frau, und kam etwas näher heran. „Was denken Sie sich nur, Sie halten es doch nicht aus, in einer solchen Stellung. So jung hatte ich Sie mir allerdings nicht vorgestellt. Sie behaupteten doch, Sie hätten langjährige Übung."

„Na, das sollt ich wohl meinen — mich haben sie drangekriegt seit ich neun Jahr war", sagte Petra. „Und eine leichte und angenehme Stelle auszufüllen ist doch wohl kein Kunststück?" lachte sie zutraulich.

Die Frau Amtmann blinzelte zu ihr hinüber, so daß es stach. War das Mädchen mokant?

Aber der Amtmann unterbrach: „Vollkommen richtig, Fräulein. Wir werden schon miteinander auskommen, warten Sie nur. Sagen Sie mal, Ihr Großvater — war das —"

„Ich vermute, Fräulein ist müde von der Reise und möchte gern zur Ruhe kommen", unterbrach die Frau Amtmann. „Für die eine Nacht müssen Sie sich drein finden, das Zimmer mit der Hovelsen zu teilen, von morgen ab haben Sie es allein. Die Hovelsen wird Sie in Ihre Pflichten einweihen. Gute Nacht."

„Ich soll also gehen? Wo soll ich denn hin?" fragte Petra.

Die Frau Amtmann deutete auf die Tür, durch die Petra hereingekommen war.

„Sie werden die Hovelsen wohl in der Küche finden, Fräulein."

„Na, denn gute Nacht."

Petra knixte wieder.

„Und gute Besserung", fügte sie hinzu und gab dem Amtmann die Hand.

„Schönen Dank, liebe Kleine."

Die müde alte Stimme zeigte Überraschung ein ein klein wenig Freude.

„Das scheint aber ein liebenswürdiges Persönchen zu sein, Letta", sagte er vorsichtig probierend, als Petra die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Frau Letta setzte den Klemmer auf, nahm die Zeitung und antwortete nicht.

Petra saß in einem kleinen, ganz netten Zimmerchen auf dem Bettrand und blätterte in dem alten Kochbuch, das Maren ihr vorsorglicherweise obenan in den Koffer gepackt hatte. Zu unterst an allen Blättern waren durchsichtige Flecke von Marens Fettfingern in all den langen Jahren. Und kleine stolze Bleistiftkreuze bei Krullkuchen Nr. 2 und verschiedenen anderen Kuchensorten, die von Petras eigenem Unternehmungsgeist zeugten.

Petra kriegte einen Klumpen in die Kehle, als sie das liebe alte Buch hier so plötzlich in der fremden Welt sah. Und mit einem Male sah sie den Abendtisch zu Hause, Vater mit dem grünen Augenschirm obenan, und die Jungens, und Maren trug leere Grützteller hinaus und große blaue Teetassen herein. Sie schluckte und schluckte und versuchte schnell an etwas anderes zu denken.

Da ging die Tür auf, und herein kam ein Teebrett mit Butterbrötchen und dahinter ein molliges rot und weißes Mädchen mit einem Krauskopf und leichtsinnigen Augen.

„Guten Tag", sagte Petra Felber. „Wie heißen Sie? Ich heiße Petra Felber."

„Jenny", sagte das Mädchen und platzte heraus, ganz schnell und kurz. Sie sah gutmütig aus und hatte den südnorwegischen singenden Tonfall.

„Also Ihnen soll ich in der Küche helfen, wenn's nötig ist?" sagte Petra.

Wieder ein Kichern.

„Ach, du liebe Zeit. Hier hat jeder genug mit seinem eigenen Kram. Hier gibt's nix als Klingeln und Laufen und Rennen den lieben langen Tag. Der einzige Trost ist, daß die Herrschaft so früh zu Bett geht. Da kann man abends noch 'n bißchen rausschlüpfen."

„Das dacht' ich mir. Sie wollte mich nicht drin haben, bei sich heut abend", sagte Petra.

„Drinne?"

Jenny sah Petra an und platzte wieder heraus, daß es nur so sprudelte.

Jetzt steckte die Hovelsen den Kopf durch die Tür.

„Essen Sie nur, Kind, und gehn Sie zu Bett, wenn Sie müde sind. Ich habe noch massig zu tun und zu kramen draußen in der Kleiderbuze."

Einen Augenblick später steckte Petra ihren Kopf in die besagte Kleiderbuze hinein, mit der Teetasse in der einen und einem großen zusammengeklappten Butterbrot in der andern Hand.

„Ich nehme mir mein Essen mit in den Garten. Ich hab' den ganzen Tag dringehockt, und das kann ich nicht ausstehen."

Und ehe noch die Hovelsen ihrem Entsetzen Ausdruck verleihen konnte, war Petra weggewütscht. Die Haustür ließ sie sperrangelweit hinter sich offen stehen.

Sie besah sich das kleine Gartenfleckchen und war herzlich enttäuscht. Kein einziger Obstbaum, bloß Büsche und Blumen und zierliche Wege. Sie setzte sich in die Laube dicht am Gitter.

Kurz darauf kamen draußen auf der Straße Schritte vorbei und blieben an der Gartenpforte stehen.

„N'Abend, Wilhelm", sagte eine Stimme.

„N'Abend", antwortete der andere.

Und dann rasche feste Schritte über den Kies und in die Haustür hinein.

Ein paar Minuten später kam Jenny angerannt.

„Fräulein, Fräulein Febbeler", sagte sie halblaut.

„Hier", sagte Petra und kam ihr entgegengerannt, die leere Tasse schwenkend.

„Machen Sie man bloß schnell, daß Sie reinkommen — eben ist der Herr Kandidat gekommen, und da hörte ich, wie sie fragte, wer ihm denn die Tür aufgemacht hätte, und da sagte er, die hätte er selber aufgemacht, sie hätte weit offen gestanden, sagte er. Und über nichts in der Welt kann sie so fuchsig werden, als wenn jemand die Tür offen läßt."

(Fortsetzung folgt.)

Neuzeitliche Geschwindigkeiten.

Von Dipl.-Ing. Hans Friedrich-Hannover.

In ewigem Kampfe liegen Raum und Zeit. Der Raum frißt die Zeit. Dem strebenden Menschen aber ist Zeit kostbarstes Gut, denn ohne Zeit gibt es keinen Fortschritt. So greift der Mensch ein in den Kampf, und seine Waffe ist die Geschwindigkeit. Mit ihr will er den Raum überwinden, um für sein eigenes Schaffen die Zeit zu gewinnen.

Kann dieses Ringen je zum vollen Siege führen? Wird es dem Menschen gelingen, die Zeit ganz aus der Gewalt des Raumes zu lösen? Das hängt davon ab, ob es möglich ist, die Zeit völlig durch die Geschwindigkeit zu ersetzen. Denn dieses ist das Bild des Kampfes: Eine Waage; in der einen Schale liegen Zeit und Geschwindigkeit, in der andern der Raum. Steigert sich die Geschwindigkeit, so sinkt der Anteil der Zeit. Erst wenn die Geschwindigkeit allein dem Raum die Waage zu halten vermag, ist der Kampf um die Zeit zu Gunsten des Menschen entschieden. Doch der Raum ist unendlich. Wird es dem Menschen möglich sein, auch die Geschwindigkeit zu unendlicher Größe zu treiben? Die Frage muß verneint werden, denn Geschwindigkeit bleibt immer Menschenwerk„ und dem ist es versagt, in die Unendlichkeit zu wachsen. Und doch greift der Mensch immer wieder nach den Sternen, wenngleich er millionenfach erfuhr, daß sie ihm unerreichbar bleiben.

Hart wie nie zuvor steht die Gegenwart im Ringen um Zeitgewinn durch Steigerung der Geschwindigkeit. Längst blieb es dem Sport überlassen, die Geschwindigkeit messend zu wägen, die der Mensch seinem Körper abzwingt. Um Bruchteile von Sekunden handelt es sich da, so wenn soeben erst im Lauf über 1000 Meter der Rekord von 2 Minuten und 36,6 Sekunden aufgestellt wurde. Das entspricht einer Stundengeschwindigkeit von etwa 23 Kilometern, eine insofern wenig bestimmte Angabe, als das Tempo nicht die ganze Zeit das gleiche ist. Das gilt auch vom Einhundertmeterlauf, dessen Mindestzeit von 10,3 Sekunden eine Stundengeschwindigkeit von 35 Kilometern ergibt.

Schon vor Jahrtausenden genügte dem Menschen die Geschwindigkeit seiner Beine nicht mehr, er nahm das Tier zu Hilfe. Aber auch die von diesem erreichbaren Geschwindigkeiten werden von der Maschine übertroffen, in der sich der Mensch Kräfte der unbelebten Natur dienstbar machte. Mit ihr errang er in jüngster Zeit Erfolge in so schneller Steigerung, daß es fast den Anschein erweckt, als könne er doch einmal den Raum allein mit Geschwindigkeit überwinden. Und vor allem: Die Geschwindigkeit, welche die Maschine erzielt, ist unabhängig von der Dauer, läßt sich beliebig lange durchhalten. Wenn deshalb beispielsweise die „Bremen“ auf ihrer Rekordfahrt einen Tag lang 54 Stundenkilometer fuhr, die schnellsten Kriegsschiffe über 70 erreichen, so sind mit diesen Leistungen jene nicht zu vergleichen, die der Mensch mit seiner von der eigenen Kraft getriebenen Maschine, dem Fahrrad, schafft. Schon die Stundenkilometerzahlen 46,5 für das Bahnrennen über 100 Kilometer und 75 bei 25 Kilometern zeigen die Abhängigkeit vom Raum oder, wie man will, von der Zeit.

Unsere D-Züge eilen mit 100 bis 120 Kilometer Höchstgeschwindigkeit über die Schienen und erreichen damit Reisegeschwindigkeiten von 90 bis 100 Stundenkilometern. Auch hier verspricht die Zukunft erhebliche Steigerung durch den Propellertriebwagen, der bei Burgwedel in der Heide 182 Stundenkilometer herausholte, damit allerdings an die schon vor 27 Jahren erreichte Spitzenleistung von 210 Stundenkilometern des elektrisch getriebenen Wagens auf der Versuchsstrecke Marienfelde—Zossen noch nicht herankam.

Wenig hinter ihm bleibt das Motorboot zurück, dessen 172 Stundenkilometer vom Motorrad um 50 übertroffen werden. Diesem folgt mit einer um weitere 150 Kilometer größeren Stundengeschwindigkeit, mit 372, der motorgetriebene Rennwagen

Ist es ein Wunder, daß solchen Geschwindigkeiten die Bewegungsmöglichkeiten auf dem Erdboden nicht mehr genügten und der Luftraum zur Walstatt des Wettstreites wurde? Die Höchstgeschwindigkeit des Flugzeuges liegt heute bei 575 Kilometern. Würde es auf der Breite des Nordkaps nach Westen fliegen, so enteilte es sogar der Sonne, die dort nur rund 540 Kilometer läuft. Scheint hier der Mensch nicht bereits den Raum überwunden zu haben, ihm gar die Zeit zu entreißen, die schon versunken war? Wenn Junkers geplantes Stratosphären-Flugzeug 800 Stundenkilometer erreicht, kann es den Wettkampf mit der Sonne schon auf der Breite von St. Petersburg aufnehmen. Eine weitere Steigerung um 280 Kilometer gibt ihm sogar Siegesaussichten beim Rennen in der Höhe von Frankfurt a. M., das mit ungefähr 1080 Stundenkilometern um die Erdachse kreist.

Wird die Zahl der vom Menschen schon erreichten 575 Stundenkilometer nur ein wenig mehr als verdoppelt, auf 1200 gebracht, so ist es ihm möglich, den Schall auf seiner Reise durch den Luftraum zu begleiten. Daß solche Geschwindigkeiten einmal erreicht werden, scheint außer Zweifel zu stehen. Gibt diese Aussicht dem Menschen nicht das Recht, im wahrsten Sinne des Wortes nach den Sternen zu greifen? Schon die 575 Stundenkilometer würden eine Reise zum Mond in knapp 28 Tagen ausführen lassen. Wie lange ist es her, daß Amerika von Europa weiter entfernt war?

Chinesisches Totengeld.

Neben der in der letzten Zeit viel genannten, durch ihren Handel fast europäisch anmutende Stadt Charbin in der an Rußland grenzenden Mandschurei, dem nördlichsten Teil Chinas, liegt die Chinesenstadt Fudatien. Ein Spaziergang durch ihre Straßen ist ungeheuer interessant, namentlich für den Europäer, der zum ersten Mal nach China, in das Reich der vierhundert Millionen Menschen kommt.

In einer der engen, schmutzigen Gassen befindet sich eine Fabrik zur Herstellung von Geldscheinen und Münzen für die Toten. Dieses Unternehmen hat natürlich mit einer Staatsdruckerei ebensowenig zu tun wie etwa mit dem Verbrechen der Falschmünzerei, denn die dort erzeugten Zahlungsmittel aus Papier und „Metall“ dienen nicht für diese Welt, sondern sind zum Gebrauch im besseren Jenseits bestimmt.

Wollte man den chinesischen Begriff für dieses Geld richtig ins Deutsche übersetzen, so müßte man etwa sagen „Begräbnisgeld“ oder „Münzen, beziehungsweise Banknoten für die Totenbestattung“.

In China besteht der Brauch, den Verstorbenen den größten Teil ihrer auf Erden verwendeten Gegenstände sowie Nachbildungen der Tiere und Diener aus Papier am Grabe zu verbrennen. Diese Einrichtung entstammt einer uralten Überlieferung. In grauen Vorzeiten wurden auf dem Grabe des Toten seine Frau, alle Sklaven und Lieblingstiere getötet, die besten Kleider, alle Kostbarkeiten, Schmuckstücke, Geld und dergleichen aber mit in das Grab gelegt. Im Laufe der Zeiten hat man diese Grabeszeremonien etwas unblutiger und auch sparsamer gestaltet. Heute verbrennt man an der Grabstätte künstliche Goldmünzen und Banknoten, anstatt die wertvolle Habe mit in den Sarg zu legen.

Die „Beerdigungsbanknoten“ werden den natürlichen zwar nachgemacht, aber in sehr plumper Weise und auch auf recht grobem, billigem Papier. Silber- und Goldmünzen stellt man aus dünnem, mit entsprechendem Silber- oder Goldpapier überklebtem Karton her. Die Aufschriften einer solchen Banknote lauten zum Beispiel: „5000 Dollar. Für diesen Schein kann der Überbringer in den Geschäften der jenseitigen Welt kaufen, was sein Herz begehrt. Direktor der Bank im Paradies Soundso.“

Josef K. F. Naumann.

Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele:
Nur in dem Ganzen wirket er;
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.

Schiller.

Orientalische Weisheit.

Nacherzählt von Laura Möhring.

Das gekränkte Kamel.

Ein Kamel ist krank geworden. Es kann nicht mehr aufstehen und will sterben. Nun kommt der Kameltreiber und bittet dem Tier alle seine Sünden ab. Er hat es geschlagen, ihm zu wenig Futter gegeben, zu schwere Lasten aufgelegt, ihm allerhand Schimpfnamen gegeben. „Dies vergebe ich dir alles“, sagt das Kamel, „nur eins kann ich dir nicht vergeben.“ — „Was ist denn das eine?“ fragte ganz aufgeregt der Treiber. „Daß du mir einen Esel vorangestellt hast“, antwortete das Kamel.

In jeder Kamelkarawane geht an der Spitze ein Esel, diesem müssen die stolzen Tiere folgen und sich dessen Gang anpassen. Das Eselchen darf seinen Weg allein gehen, während die Samele hintereinander an einer durchgehenden Leine geführt werden.

Wie ein Kessel Junge bekam.

Ein Türke kommt zur Zeit des Bulgurkochens zu seinem Nachbarn und bittet diesen, ihm einen großen Kassan (Kupferkessel) zu leihen. Er bekommt diesen und geht damit heim. Nach einigen Tagen bringt er mit dem großen Kessel auch noch einen kleinen zurück. „Der Kessel hat Junge gekriegt“, erklärt er auf die Frage des Nachbarn. „Der kleine ist auch dein.“ Der Eigentümer ist mit dem Handel zufrieden und nimmt beide Kessel in Empfang.

Einige Zeit vergeht, dann erscheint der Türke abermals und bittet wieder um den großen Kassan. Anstandslos erhält er ihn. Diesmal vergißt er aber das Wiederbringen. Endlich erkundigt sich der Besitzer nach seinem Kessel und dessen Verbleib? „Denke dir nur“, sagt der andere, „der Kassan ist gestorben, ich kann ihn dir nicht wiederbringen.“ Damit ist aber der Eigentümer des Kessels nicht einverstanden. Er geht zum Kadi und verklagt seinen Nachbarn. Der Kadi läßt beide kommen, und sie tragen ihm die Sache vor. Danach lautet sein Urteil: „Wenn du geglaubt hast, daß der Kassan Junge kriegt, mußt du auch glauben, daß er gestorben ist.“



* **Emigrantenschicksal.** Eine Tochter des russischen Priesters Rasputin, der wegen seiner Tätigeit am russischen Zarenhofe ermordet wurde, ist zur Zeit Mitglied eines Wanderzirkus. Sie betreut eine Ponytruppe und zeigt allabentlich ihre Künste.

* **Lynchjustiz in Amerika.** Immer wieder hört man von Fällen, in denen aufgeregte Menschen nicht so lange warten wollen, bis ein Übeltäter oder einer, den sie dafür halten, vor die Schranken des Gerichts gestellt wird, sondern selbst Richter spielen. Im Laufe der letzten 45 Jahre — so weit reicht die amerikanische Statistik — sind in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 4403 Menschen gelyncht worden. Darunter befanden sich 3365 Neger und 1038 Weiße. In den letzten Jahren haben diese Fälle von Volksjustiz aber stark abgenommen. Im vergangenen Jahre sind nur noch elf Menschen auf diese Weise vom Leben zum Tode befördert worden, und zwar 2 Weiße und 9 Neger.

* **Liebe ist eine Gehirnkrankheit.** Die pouläre dänische Schriftstellerin Thit Jensen befindet sich zurzeit in Stockholm, wo ihre Komödie „Der Storch“ mit großem Erfolg aufgeführt wird. „Die Kinder müssen an den Storch glauben“, erklärte die Schriftstellerin dem Berichterstatter einer führenden schwedischen Zeitung. „Ich bin das, was man gewöhnlich als moralisch bezeichnet. Andererseits bin ich der Meinung, daß Leute, die nicht in der Lage sind, Kinder zu erziehen, lieber keine Kinder haben sollen. Ehepaare, die Kinder haben, dürfen sich nicht scheiden lassen. Die sogenannten Liebesehen sind die unglücklichsten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Liebe nach meiner Ansicht eine Gehirnkrankheit ist. Eine richtige Ehe muß auf gegenseitigem Verständnis, Achtung und Sympathie aufgebaut werden. Ehen dieser Art dauern lebenslänglich und durch solche Ehen wird die Welt glücklicher. Ehebruch ist für mich unbegreiflich. Wie Sie sehen, bin ich in jeder Beziehung ein Mensch mit veralteten Ansichten. Wenn man aber sich an diese Ansichten hält, fühlt man sich bestimmt wohler.“

* **Zur Geschichte der Bürste.** Die Bürste ist noch gar nicht so alt, wie man annehmen sollte. Der Erfinder dieses unentbehrlichen Hausgerätes war ein Bürgerssohn von Todtnau im badischen Schwarzwald, Leodegar Thoma. Als Müllerbursch wollte er sich das Zusammenkehren des Mehlstaubes erleichtern; so kam er auf den Gedanken, ein Stück Holz zu durchbohren und dann in den Löchern Schweinsborsten zu befestigen. Später trieb er in Todtnau einen kleinen Viehhandel und begann im Jahre 1770 auch gewerbsmäßig Bürsten zu verfertigen und in der Umgebung, besorders in Freiburg zu verkaufen. Bald nahm seine ganze Familie an der Bürstenarbeit teil, er konnte einige Hausierer anstellen, und vor etwa hundert Jahren fing ein gewisser Balthasar Brander an, aus der Herstellung der Bürstenhölzer einen eigenen Erwerbszweig zu machen. Das war der unscheinbare Anfang einer wichtigen Hausindustrie, die in Todtnau und anderen Orten am Südabhange des Feldberges besonders heimisch wurde und später einen ungeahnten Aufschwung nahm.

* **Ein seltenes Eisenbahnunglück.** Ein Eisenbahnunglück ganz ungewöhnlicher Art ereignete sich kürzlich in der Nähe von Auxerre (Departement Yonne). Ein Arbeiter benutzte dort auf dem Heimweg von der Fabrik einen Fußpfad, der unmittelbar am Bahndamm entlang führte. Er wollte anscheinend einen Augenblick stehen bleiben, um zwei sich kreuzende Schnellzüge vorbeifahren zu sehen. Durch irgend einen unglücklichen Zufall griff der hierbei entstehende Luftwirbel über den Bahndamm selbst hinaus und schleuderte den Arbeiter fünf Meter weit zur Seite. Der Mann erlitt einen Bruch der Wirbelsäule und starb kurz darauf. Wie der Luftwirbel, der gewöhnlich nur leichte, in seiner Bahn liegende Gegenstände mit sich zieht, eine derartige Stärke entfalten konnte, ist bisher ungeklärt geblieben.

* **Japanerinnen können Seeleute werden.** In Osaka wurde kürzlich eine Seemannsprüfung abgehalten, bei der auch zahlreiche Frauen zu den 313 Prüflingen gehörten. Die meisten von ihnen erwiesen sich in praktischen und theoretischen Übungen allen Ansprüchen gewachsen, die man auch an einen guten männlichen Durchschnitt zu stellen pflegt. Vier der Teilnehmerinnen qualifizierten sich als Kapitäne von Schonern unter 30 Tonnen, eine Frau bestand die Prüfung als Erster Ingenieur für Motorschiffe bis zu 50 Tonnen, einige andere Frauen erwarben das Recht auf die Kapitänschaft für Schoner und Fischboote bis zu 70 Tonnen. Die weiblichen Seeleute stehen im Alter von 27 bis 38 Jahren und beteiligten sich an der Seemannsprüfung nicht aus sportlichen Gründen, sondern um einen ernsthaften Beruf auszuüben.

* **Hinrichten gespielt.** In Neusatz in Südslawien ereignete sich eine furchtbare Tragödie. Mehrere Knaben spielten „Hinrichten“, legten dem „verurteilten“ Spielkameraden einen Strick um den Hals und zogen ihn hoch. Als der „Verurteilte“ wild um sich zu schlagen begann, liefen die Knaben erschreckt davon und ließen den Unglücklichen hängen. Die herbeigeeilten Angehörigen des Knaben fanden ihn bereits erstickt vor.



* **Spieler.** Bimm und Bamm spielen Karten. Alten, ehrlichen Sechsundsechziger. Bimm gewinnt sich krumm. Bamm verliert die Hosen. Aber — „Du“, sagt er plötzlich, „jetzt spielst du in demselben Spiel schon zum dritten Male Herzaß aus — wenn du jetzt das Herzaß noch einmal bringst, muß ich direkt annehmen, du mogelst.“

Peter Prior.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.